

Bange machen gilt nicht

Sicherheitsbedürfnisse und Vertrauensschwund

Marianne Gronemeyer

Der Titel meines Vortrags ist nicht vertrauenswürdig. ‚Bange Machen‘ gilt. ‚Bange Machen‘ ist geradezu die Geschäftsgrundlage des Medizinbetriebs. Es wäre eine interessante Frage, ob nicht längst viel mehr Geld und Know How ins ‚Bange-Machen‘ der Menschen gesteckt wird als in ihre Gesundung. Das Wachsen des medizinisch-industriellen Komplexes beruht sehr wesentlich darauf, dass systematisch leidlich gesunde Menschen beängstigt und „in tiefe Beunruhigung und Sorge um den eigenen Gesundheitszustand“ versetzt werden, eine Sorge, der dann mit Vorsorge begegnet werden soll. „Und führe uns nicht in die Diagnose, sondern erlöse uns von dem Streben nach Gesundheit“, erfluchte deshalb Ivan Illich in einem öffentlichen Stoßgebet 1998 auf einem Symposium in Bologna^[1], und damit traf er den Kern der Verführung zur Besorgnis, die die Menschen zuverlässig klientelisiert.

Um die zweite Zeile meines Titels steht es nicht viel besser: Sie ist zwar nicht direkt falsch, aber tautologisch. „Sicherheitsbedürfnisse und Vertrauensschwund“, das klingt als sei von zweierlei Phänomenen, zweierlei psychischen Befindlichkeiten, die in einer fruchtbaren Spannung zueinander stehen, die Rede. Tatsächlich aber besagen die beiden Begriffe dasselbe. Man könnte sie geradezu synonym verwenden oder eine Gleichung mit ihnen aufmachen: Sicherheitsbedürfnisse = Vertrauensschwund. Diese Gleichsetzung entspricht aber nicht unseren Denkgewohnheiten. Wir stellen uns das Zusammenspiel beider anders vor. Sicherheitsbedürfnisse seien jene wunderbaren Antriebskräfte, die uns davor bewahren, uns apathisch an die Fährnisse des Lebens auszuliefern. Sie werden deshalb als biophile Strebungen im Dienste des Lebenserhalts angesehen. Und wenn sie befriedigt werden, dann bedeute das einen Zuwachs an Vertrauen. Würden sie jedoch wiederholt oder dauerhaft frustriert, dann käme es zu einem gefährlichen, ja lebensbedrohlichen Vertrauensverlust. Vertrauen, Zuversicht, Sicherheit seien also das Resultat befriedigter Sicherheitsbedürfnisse.

Ich will anders argumentieren: Vertrauen, Sicherheit und Sorglosigkeit können nur gedeihen, wenn den Sicherheitsbedürfnissen nicht nachgegeben wird, wenn sie mit einem klaren ‚Danke, nein!‘ auf Distanz gehalten werden. Um das zu verstehen, müssen wir uns mit den Bedürfnissen beschäftigen. Was es mit ihnen auf sich hat, ist vielleicht das bestgehütete Geheimnis der vom Wachstum besessenen industriellen Gesellschaft.

Wer sich auf seine Bedürfnisse beruft, fühlt sich ganz bei sich selbst, durch und durch authentisch. Wenn ich sage: ‚Dies oder das ist mir ein wirkliches oder echtes Bedürfnis‘, dann meine ich: ‚Jetzt spreche ich vollmächtig aus meinem tiefsten unverfälschten Inneren‘. Und genau das ist es, was ich meinen soll. Aber hören wir auf das Wort: ‚Bedürfnis‘. Es steckt das Verb ‚dürfen‘ darin, und darin verrät sich sein Geheimnis. Bedürfnisse, ganz gleich wie berechtigt oder unberechtigt sie erscheinen mögen, wie ‚wahr‘ oder ‚falsch‘ (H. Marcuse) sie sein mögen, richten sich immer auf das, was man wollen darf. Sobald ich ein Bedürfnis anmelde, gerate ich in eine Lage, in der mir etwas, ein Befriedigungsmittel nämlich, gewährt werden muss. Ich bin außerstande mir selbst zu helfen. Das, was ich brauche oder wonach mir der Sinn steht, wird andernorts verwaltet; und zwar immer in Gestalt käuflicher Waren oder Dienstleistungen. Wenn ich zum Beispiel ein Bedürfnis nach Arbeit

habe, muss ich mich an eine Instanz adressieren, die Arbeit zu vergeben hat, wenn ich ein Bedürfnis nach Gesundheit oder Sicherheit habe, dann bin ich darauf angewiesen, dass mir Mittel für den Erhalt von Sicherheit oder Gesundheit gewährt werden. Wer Bedürfnisse geltend macht, findet sich ehe er oder sie sich's versieht, als Bittsteller in einer Machtkonstellation vor. Bedürfnisse machen abhängig und zwar in dem dreifachen Sinn, dass ich Waren konsumieren muss, dass ich das Warensortiment nehmen muss, wie es ist, und dass ich dafür , weil umsonst ja nicht einmal mehr der Tod ist, bezahlen muss, was verlangt wird.

Aber es ist ärger, Bedürfnisse entstehen nicht, wie wir glauben, aus einer dem Menschen eigenen Not heraus. Die Rede von den Basic Human Needs, den Grundbedürfnissen, nährt ja diesen Glauben an die , 'eigentlich menschlichen Bedürfnisse' eines konstitutionellen Mängelwesens, die zu befriedigen eine Gesellschaft nicht ungestraft unterlassen dürfe. Die Kataloge dieser angeblichen Grundbedürfnisse variieren: Die einen begnügen sich mit ,Nahrung, Kleidung, Wohnung, Arbeit und Bildung'. Andere sind anspruchsvoller und listen neben dem Bedürfnis nach Nahrung jenes nach Sicherheit, nach Anerkennung, nach Liebe und Geborgenheit und nach Selbstverwirklichung auf.

Allen gemeinsam ist die Annahme, dass den nun einmal stiefmütterlich ausgestatteten Menschen zu den Grundbedingungen ihrer Existenzfähigkeit verholfen werden müsse. Sie sind demnach nicht nur Mängelwesen, sondern beliefungsbedürftige Mängelwesen. Tatsächlich aber ist es umgekehrt: Nicht weil Menschen grundbedürftig sind, müssen sie versorgt werden, sondern, weil sie versorgt werden sollen, müssen sie Bedürfnisse haben. „Eine auf Wachstum eingeschworene Gesellschaft (ist) allemal durch ihren Bedarf an Bedürfnissen charakterisiert.“, schreibt John McKnight.^[2] Also sind nicht die Bedürfnisse die Ursache des Strebens nach Befriedigungsmitteln, sondern umgekehrt, die vorhandenen Befriedigungsmittel sind die Ursache der Bedürfnisse. Menschen sind an sich sehr gut geeignet, ihr Leben zu meistern. Wenn ihnen jedoch der Zugang zu den lebenserhaltenden Gütern, die allen zustehen, und zu den lebensgestaltenden Tätigkeiten, die alle lernen können, verwehrt ist, müssen sie kriegende Menschen werden, die ihre Bedürfnisse zu Markte tragen und die alles, was sie zum Leben brauchen oder zu brauchen glauben, kriegen müssen, weil sie aus eigener Kraft nichts mehr vermögen. ‚Kriegende‘ Menschen sind sie aber auch in dem anderen Sinn, dass sie mit ihresgleichen im Kriegszustand liegen, denn die sind ja ihrerseits abhängig davon, von dem immer knappen Vorrat an Befriedigungsmitteln ihren Teil abzukriegen. Wir nennen diesen Kriegszustand verharmlosend ‚friedlichen Wettbewerb‘ und sollen glauben, die Konkurrenz sei eine befeuernde Kraft, die zu Höchstleistungen ansporne. In Wirklichkeit lebt sie vom Siegen und Verlieren und die Siege, die da errungen werden, sind umso triumphaler je mehr Verlierer der Sieger zur Strecke gebracht hat. Im Gesundheitswesen - das eigentlich Krankheitswesen heißen müsste, weil dort Krankheit produziert wird, um Gesundheitsbedürfnisse zu stimulieren - (Jatrogenese) können wir diese ‚Kriegerei‘ in erschreckendem Ausmaß in der Zwei-, Drei- oder Vierklassenmedizin um sich greifen sehen. Der dabei entstehende Unfrieden soll durch immer mehr Befriedigungsmittel (sic!) unter Kontrolle gehalten werden. Das fördert das Wachstum, aber gleichzeitig die viel beklagte Kostenexplosion, denn die Bedürfnisse nach Gesundheit sind prinzipiell unersättlich, weil sie etwas begehren, was für kein Geld zu haben ist: garantierten Lebenserhalt, die Bewahrung von Vergänglichem vor dem Vergehen.

Das Verfahren, mit dem Gesundheitsbedürfnisse ‚produziert‘ werden heißt ‚Diagnose‘ und der Absatzmarkt, auf dem Befriedigungsmittel verhökert werden, ist die Prävention, die vorausseilende Sorge, die durch geeignete Vorsorgemaßnahmen der Zukunft den Stachel unliebsamer Überraschungen ziehen soll. Durch das Zusammenwirken von Diagnose, Prognose und Prävention werden Patienten zu entmündigten Konsumenten, die ihrer Fähigkeit sich selbst etwas zuzutrauen ebenso beraubt sind wie der Möglichkeit, auf die Wohlgesonnenheit des Arztes zu vertrauen.

Die Befriedigungsmittel haben es an sich, dass sie niemals reichen. Sie sind immer knapp. Das heißt es gibt immer ein Missverhältnis zwischen einem Vorrat an etwas und den Bedürfnissen danach. Und so soll es auch sein. Denn Bedürfnisse richten sich immer nur auf knappe, will sagen, knapp gemachte, Güter. Alles was überreichlich vorhanden und allgemein zugänglich ist, was jeder leisten oder sich leisten kann, weckt keine Bedürfnisse, daraus bedient man sich dreist. Aber natürlich gilt auch umgekehrt: Nur dasjenige, worauf sich Bedürfnisse richten, ist knapp. Ein beliebiger Gegenstand kann äußerst selten sein, im Extremfall einmalig. Solange sich keine Bedürfnisse auf ihn richten, ist er nicht knapp. Und hier zeichnet sich der einzige wirkliche Ausweg aus der Bedürfnisfalle ab: auf die Befriedigungsmittel zu pfeifen, keine Bedürfnisse zu haben. Wer nichts will, dem fehlt nichts. Das ist freilich in einer Gesellschaft, in der beinahe alles, was man zum Leben braucht, zur marktgängigen Ware gemacht wurde, tödlich. Aber es zeigt sich darin doch etwas von einer möglichen politischen Haltung. Es ginge nicht darum, die ‚gerechtere‘ Verteilung der Befriedigungsmittel zu erkämpfen, sondern darum, sie nicht zu brauchen. Es ginge nicht darum, mehr von dem, was uns zugeteilt wird, abzukriegen, sondern darum unsere Zuständigkeit für unsere eigenen Angelegenheiten zurückzukriegen. Es ginge darum, Daseinsmächtigkeit zu gewinnen.

Ich resümiere:

Erstens: Bedürfnisse gehören in das Operationsbesteck einer eleganten Machtausübung, denn da bedürftige Menschen wollen, was sie sollen, bleibt die Macht unkenntlich, unsichtbar, muss sich nicht durch drakonische Maßnahmen Geltung verschaffen. Sie teilt ‚Wohltaten‘ zu.

Bedürfnisse sind – zweitens - der Garant für die Aufrechterhaltung von Knappheit. Nur an knappen Gütern läßt sich verdienen.

Sie sind – drittens - ihrerseits eine Reaktion auf hergestellte Knappheit, denn nur knappe Güter machen begehrllich.

Und sie machen - viertens – hilflos, unfähig und unzuständig.

Im Umkehrschluss bedeutet das: Es gibt zwei Arten nicht bedürftig zu sein. Die eine ist radikal. Wer nichts von dem begehrt, was machtvoll verwaltet wird, ist nicht bedürftig und folglich unabhängig. Das ist utopisch. Aber eine Annäherung an diese Haltung ist immerhin denkbar: Weniger zu begehren, von dem, was die Macht verwaltet und sich an der Freiheit, etwas nicht zu brauchen, zu freuen.

Die andere Möglichkeit, weniger bedürftig zu sein, besteht darin, das eigene Tun, von dem Ronald D. Laing sagt, dass wir es uns haben stehlen lassen, zurückzugewinnen, Erfahrungen und Fähigkeiten zurückzuerobern, die wir uns haben abkaufen lassen mit dem Versprechen, wir würden mit allem versorgt.

Es gibt zwei Sorten Sicherheit:

Die eine Sicherheit antwortet auf die Frage: Wann fühle ich mich sicher? – die andere auf die Frage: Wann bin ich sicher? Diese beiden Fragen, so ähnlich sie scheinen, visieren zwei gründlich verschiedene Haltungen gegenüber dem Sicherheitsdilemma an:

Die Frage: „Wann fühle ich mich sicher?“ setzt voraus, dass ich über das Maß an Sicherheit, das ich brauche, nach eigenem Gutdünken und selbstgesetzten Maßstäben entscheide, so als wäre ich fähig und willens, meine eigene von anderen ganz verschiedene Antwort darauf zu geben. Wann fühle ich mich sicher, diese Frage unterstellt, Sicherheit sei eine Sache des dem jeweiligen konkreten einzelnen Menschen möglichen Vertrauens

- zu sich selbst
- zu den Anderen
- zu den Lebensumständen.

„Wann bin ich sicher?“, lässt die Sicherheit als Eigenschaft der Lebensumstände erscheinen, als etwas, worauf ich kaum Einfluss habe und das sich an Maßstäben orientiert, die nicht von mir gesetzt, sondern von Experten dekretiert sind: an Sicherheitsstandards.

Im ersten Fall entscheidet sich meine Sicherheit daran, welchen Gefahren und Unsicherheiten ich gewachsen bin. Diese Sicherheit trage ich buchstäblich am eigenen Leibe. Sie beruht auf meinen Fähigkeiten, meiner Erfahrung, meiner Geschicklichkeit, meinem Vertrauen, meiner Daseinsmächtigkeit im Kreis vertrauter oder vertrauenswürdiger Anderer.

Um sie zu erlangen, bin ich genötigt, mich mit mir selbst, mit anderen und mit meinen Lebensumständen zu befreunden. Dies Zutrauen zu mir selbst und meiner Lebenswelt begründet meine Zuversicht, dass ich den Widrigkeiten des Lebens standhalten kann, soweit man eben als zerbrechliches, vergängliches, sterbliches Wesen zum Standhalten taugt und der Rest ist Gott befohlen. Die Fähigkeiten, die dabei in Gebrauch genommen werden, sind keinesfalls nur solche des Bewirkens und Veränderns und Verhinderns, sondern auch solche des Aushalten-Könnens, des Erleiden-Könnens und natürlich und vor allem Fähigkeiten des Unterlassen-Könnens, des Verzichtes, des souveränen ‚Nein, Danke!‘

Im zweiten Fall, hängt die Sicherheit davon ab, gegen welche Gefahren ich gewappnet bin. (Die Wappnung und die Waffen sind gleichen Wortursprungs). Diese Sicherheit zwingt mich, mich einer grundsätzlich feindseligen Lebenswelt zu erwehren. Mein Blick wird auf Gefahrenerkennung spezialisiert. Misstrauen wird zur Tugend und Sorge zum Grundgefühl des Lebens. Immer neue Mittel wollen gefunden und erfunden werden, um antizipierte Gefahren zu bannen. Und wo eine Gefahr eliminiert wurde, geht die fieberhafte Suche nach neuen Gefahrenquellen los, die ihrerseits den Erfindergeist enorm anstachelt. Kurzum: Mein Leben hängt daran, dass ich gut gerüstet bin gegen die Fährnisse des Lebens: Prävention. Diese Sicherheit kennzeichnet unseren industriegesellschaftlichen Alltag. Sie wird industriell und bürokratisch gefertigt und nimmt die Gestalt warenförmiger Dienstleistung an, zu der wir uns als Konsumenten verhalten. Wir haben diese Sicherheit von uns als Person abgelöst und sie an Mittel delegiert, sie verdinglicht im materiellen Inventar unseres Lebens, in gesetzlichen Regelungen und in Institutionen der Daseinsfürsorge.

Sicherheit wird zur Obsession. Sie stimuliert verfeinerten Spürsinn und exuberante Phantasie für immer neue Gefahren, führt zur Entdeckung immer weiterer Sicherheitslücken und treibt immer perfektere Gegenwehr hervor.

Die Un-Kultur unserer Art von Sicherheit hat jede andere Sicherheitskultur, in der die Sicherheit darauf beruht, dass man sich selbst, den Anderen und die Mitwelt leiden kann, beinah bis in die Erinnerungsspuren ausgelöscht.

1 Ivan Illich: Und führe uns nicht in die Diagnose, sondern erlöse uns von dem Streben nach Gesundheit, Bologna , 24. Oktober 1998 S. 3.2

2 John McKnight: Professionelle Dienstleistung und entmündigende Hilfe, in: Ivan Illich u.a.: Entmündigung durch Experten, Reinbek 1979, S.45